

500 Jahre Amerika

Herausforderung an die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit

1. Das Datum – 12.10.1990

Fünfhundert Jahre Geschichte europäisch – amerikanischer Beziehungen und Konflikte vollenden sich am 12. Oktober 1992, wenn der Anknunft von Christoph Kolumbus auf der Bahama-Insel Guanahani am 12.10.1492 gedacht wird. Während die 400-Jahr-Feier 1892 noch vorwiegend aus der Perspektive der europäischen Eroberer gestaltet wurde, kommt für 1992 eindringlich die tragische Geschichte der indianischen Völker und der Nachfahren der gegen jedes Menschenrecht in Amerika versklavten Afrikaner in Sicht.

Zwei Jahre vor dem „Kolumbustag 1992“ hat in Europa und Amerika eine intensive Vorbereitung auf dieses Gedenken eingesetzt, die in ihren Dimensionen viele andere internationale Aktivitäten übertreffen wird. Vom Aufwand her wird die Expo '92 – die Weltausstellung in Sevilla, an der sich die meisten bedeutenden Staaten der Erde und große wirtschaftliche und kulturelle Organisationen beteiligen, kaum zu übertreffen sein. Die Olympiade 1992 in Barcelona wird ein übriges tun, den Blick auf den spanischen Beitrag der amerikanischen Geschichte zu lenken. Großzügig wird die Stadt Genua 1992 die Geschichte der von dem Genuesen Kolumbus erzielten Veränderungen des Welthorizontes feiern und lädt alle Seefahrer dazu ein. In Nordamerika wird das Ereignis mit den Mitteln der Massenkommunikation erschlossen: nachgebaute Galleonen folgen den Spuren des Kolumbus, die „Heldentaten“ der Siedler werden nachgespielt. Vielfach wird dabei die Verwicklung der katholischen Kirche in den Prozeß der Eroberung der Neuen Welt kritisch ins Gespräch kommen.

Doch es hat in Europa und Amerika auch eine intensive Forschung über die 500-jährige Geschichte der lateinamerikanisch-europäischen Beziehungen und der gegenwärtigen Identität Amerikas eingesetzt. In Forschungsvorhaben, Publikationen und Kongressen wird von sehr unterschiedlichen Ausgangspunkten den treibenden Kräften und den bedeutenden Personen sowie den historischen Resultaten dieser fünf Jahrhunderte auf politischer, kultureller, ethnischer und religiöser Ebene nachgegangen.

2. Die kirchlichen Initiativen in Deutschland

Der bevorstehende 500. Jahrestag der Landung von Christoph Kolumbus auf der Insel Guanahani wird von den kirchlichen Werken als Herausforderung gesehen, sich vor allem mit der lateinamerikanischen Geschichte auseinanderzusetzen. Im Laufe des Jahres 1989 und 1990 sind bereits die ersten publizistischen, wissenschaftlichen und bildungsbezogenen Aktivitäten in Gang gekommen.

Den Auftakt bildete bereits die Tagung des Deutschen Katholischen Missionsrates im Juni 1989. Prof. Dr. Michael Sievernich aus Frankfurt und P. Paulo Suess skizzierten in ihren Beiträgen zum Quinto Centenario die Geschichte der

Evangelisierung Lateinamerikas aus europäischer und lateinamerikanischer Sicht. Während Sievernich den prophetischen Protest der ersten Missionare, insbesondere von Antonio de Montesinos und Bartolomé de las Casas, ins Bewußtsein hob, verwies Suess engagiert darauf, wie wenig sich das leidvolle Schicksal der autochtonen Bevölkerung Amerikas bis heute verändert hat: noch immer haben die Existenzbedrohung der Indio-völker und die Versagung ihrer Grundrechte nicht aufgehört.

Die im Fidei-donum-Dienst in Lateinamerika tätigen deutschen Diözesanpriester verabschiedeten Ende Januar 1990 bei ihrer Jahrestagung eine kurze Erklärung, in der sie sich verpflichteten, die lateinamerikanische Geschichte aus dem Blickwinkel der Opfer neu zu sehen und zu verstehen. U. a. wollen sich die Seelsorger dafür einsetzen, daß die Gedenkfeiern des Jahres 1992 der Selbstbesinnung und der Umkehr dienen, den Glauben der 'Kleinen' stärken sowie Triumphalismus und Aufwand vermeiden. Dabei sollen die lateinamerikanischen Ortskirchen durch eine umfassende Befreiung auch immer mehr zum Impuls für die europäischen und deutschen Ortskirchen werden.

In die breite Öffentlichkeit wurde die Thematik „500 Jahre Evangelisierung in Lateinamerika“ beim 90. Deutschen Katholikentag im Mai 1990 in Berlin getragen. In einem von Elisabeth Prégardier, stellvertretende Geschäftsführerin von Adveniat, gestalteten Forum diskutierten der Generalsekretär des Lateinamerikanischen Bischofsrates (CELAM), Bischof Oscar A. Rodriguez, der brasilianische Bischof aus Petrolina, Paulo Cardoso da Silva, der Geschäftsführer von Adveniat, Prälat Dr. Dieter Spelthahn und weitere Expertinnen und Experten über Schuld und Gnade in der Geschichte der Kirche Amerikas. Gefordert wurde, daß das selbstlose Zeugnis der Missionare, die sich für die Indios und Afroamerikaner eingesetzt haben, auch künftig von den Verantwortlichen der Kirche gegeben wird.

Im Juni 1990 verabschiedete der Katholische Missionsrat, in dem die missionarisch tätigen Ordensgemeinschaften und die kirchlichen Hilfswerke zusammengeschlossen sind, eine Erklärung „500 Jahre Amerika“. Sie verweist auf das ungeheure Leid, daß die Eroberung des Kontinents durch die Europäer über die einheimische Bevölkerung und über die in die Sklaverei gezwungenen afrikanischen Menschen gebracht hat. Die Resolution schließt mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß „der 12. Oktober 1992 nicht ein Tag des Jubels, sondern ein Tag der Trauer, der Besinnung, der Umkehr und des Aufbruchs werde. Er möge ein Tag sein, an dem Christen und Kirchen aus dem Wissen um Mitschuld am Schicksal der Völker Amerikas um Vergebung bitten und vermehrte Anstrengungen unternehmen, um für alle Menschen im heutigen Amerika eine Zukunft zu bauen, die einem christlichen Kontinent entspricht“.

Diese verschiedenen Erklärungen und Reflexionen geben inzwischen den Rahmen für die Aktivitäten der einzelnen Hilfswerke ab.

Misereor sieht in der Auseinandersetzung mit der 500-Jahr-Feier der „Entdeckung“ Amerikas einen „Testfall für unsere Glaubwürdigkeit“, wie es der Hauptgeschäftsführer, Prälat Norbert Herkenrath, bei einem Seminar der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Entwicklung und Solidarität (CIDSE) im Juni 1990 in Aachen betonte.

Misereor-aktuell berichtet, daß Misereor und die CIDSE-Mitgliedsorganisationen in Europa Orientierungshilfen und Materialien erarbeiten wollen, die der gegenwärtigen Situation der lateinamerikanischen Völker gerecht werden. Ziel sei dabei auch, daß im Hinblick auf den gemeinsamen Markt 1992 in der Europäischen Gemeinschaft „die berechtigten Anliegen und Forderungen des lateinamerikanischen Kontinents auf die europäische Tagesordnung“ gesetzt würden. In diesem Sinne wurde bei der Tagung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse (AKP) im Oktober 1990 in Nürnberg beschlossen, daß Misereor im Frühjahr 1991 katholische Redakteure nach Aachen zu einer Informationsveranstaltung einlädt.

Ein differenziertes Informationsprogramm zur Thematik bietet die Bischöfliche Aktion Adveniat in Essen an. Es wurden bereits mehrere Broschüren zur Weitergabe des Evangeliums in Lateinamerika für Multiplikatoren veröffentlicht. Der brasilianische Künstler Claudio Pastro hat ein „Painel“, d. h. einen Wandteppich gemalt, der auf einem Leinentuch von 4,4 x 1,5 m die Dynamik der Verkündigung der christlichen Botschaft in Lateinamerika in der Spannung zwischen Sünde und Gnade erschließt. In einem verkleinerten Siebdruck ist das Painel den Gemeinden und Religionspädagogen mit entsprechendem Begleitmaterial angeboten worden. Filmisch wird das Painel von dem Privatsender RTL-plus dokumentiert, außerdem wird den kirchlichen Medienstellen in den Diözesen eine ausführliche Dokumentation des Painels von Bert Herfen zugänglich gemacht, der im Frühjahr für einen Film über Guatemala zusammen mit Christine Zauzich den Katholischen Journalistenpreis in Trier erhalten hatte. Mit der Präsentation des Painels von Claudio Pastro in Magdeburg im Rahmen einer musikalischen Gestaltung der chilenischen Künstlergruppe „Ortiga“ und im Kloster Schöntal bei Heilbronn wird eine Serie von Ausstellungen eröffnet, die eine Interpretation der Geschichte aus dem Glauben breiten Kreisen zugänglich machen will.

In Kooperation mit der Bildagentur foto-present in Essen bietet Adveniat Reportagen zur Geschichte der Kirche in Lateinamerika an, die in den Kontext der aktuellen Lage gestellt sind. So wird den Spuren der verschwundenen Indio-Völker in der Karibik ebenso nachgegangen wie der heutigen Lage der Indios und Afroamerikaner.

Bei einer Fachtagung der Gesellschaft der Katholischen Publizisten Deutschlands (GkP) im Oktober 1990 referierten Prof. Dr. M. Sievernich, Dr. Fernet-Betancourt (MWI: Missionswissenschaftliches Institut, Missio, Aachen) und Prälät Dr. Dieter Spelthahn, Adveniat, sowie P. Dr. Othmar Noggler, theologischer Direktor bei Missio München, über Licht- und Schattenseiten der Geschichte Amerikas. Dabei kam die „Schicksalgemeinschaft“ in den Blick (Sievernich), in die Europäer und Lateinamerikaner eingebunden seien. Insbesondere verwies Spelthahn auf den Mangel an Experten für die lateinamerikanische Geschichte in Deutschland, dieses Defizit erschwere eine sachgerechte historische Auseinandersetzung. Bei einer Journalistenreise der Gesellschaft nach Bolivien im Sommer 1991 sollen vor Ort direkte Eindrücke über Auswirkungen der spanischen Kolonisierung und über die heutigen Schwerpunkte der Evangelisierung gewonnen und publizistisch umgesetzt werden.

Auf wissenschaftlicher Ebene sind insbesondere die Arbeiten des MWI in Aachen mit lateinamerikanischen Experten und die Kongresse des IMG in München (Katholisches Institut für Theologische Grundlagenforschung) zu erwähnen. Während vom MWI ein ausführliches Forschungsprogramm in Gang gebracht wurde, führt das IMG Fachtagungen im Rahmen eines Kontaktstudiums durch, z. B. über die „Inkulturationsformen in Lateinamerika“ im November 1989 in München und über die Situation und Problematik der Indios heute in Rahmen einer ökumenischen Veranstaltung im Sommer 1990 in Tutzing.

Hervorzuheben sind schließlich die offenen Akademietagungen der Thomas Morus Akademie zu Themen wie „Kolumbus und die Folgen“ im Februar 1989 und „Mexiko: Das Erbe der Kolonialzeit“ im Mai 1990. Die Akademie 'Völker und Kulturen St. Augustin' bietet seit 1988 Vortragszyklen „Fünfhundert Jahre Amerika“ an und auch die Katholischen Akademien in Freiburg, Wiesbaden und Hamburg gehen in ihren Programmen auf die Thematik ein.

3. Schlußbemerkung

Die zahlreichen ökumenischen und entwicklungspolitischen Vorhaben von Institutionen und Gruppen können in diesem Bericht ebensowenig dargestellt werden wie der Beitrag der Bundesrepublik Deutschland zur Expo '92. Doch auch diese vielfältigen Aktivitäten bestätigen, daß das Ereignis vom 12. Oktober 1492 wohl wie kein historisches Datum zuvor auf ein breites Echo in der Öffentlichkeit stoßen wird.

Die Diskussion wird zu einer erneuten kritischen Anfrage an Verständnis und Auftrag des missionarischen Dienstes in der Geschichte und heute. Über die Bewältigung der historischen Schuld der Europäer gegenüber den autochthonen Völkern Amerikas und der Afrikaner hinaus, bietet sich die Chance, die Weitergabe des christlichen Glaubens neu zum Thema zu machen.

Hans Czarkowski, Essen

GkP-Kolloquium „500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas“

Große Ereignisse werfen bekanntlich ihren Schatten voraus – und so wird sich wohl auch die im Oktober 1992 zum 500. Mal jährnde Eroberung Lateinamerikas als ein solches 'großes Ereignis' bezeichnen lassen müssen, denn schon heute sind allenthalben wichtige Aktivitäten festzustellen, um dieses Jubiläum entsprechend zu gestalten. Wenn nicht alles täuscht, wird die '500-Jahr-Feier' in den nächsten Jahren ein kontrovers diskutiertes und mit starken Emotionen beladenes Thema in den öffentlichen Debatten werden, und zwar in internationalem Maßstab. Dabei wird gerade die Rolle der katholischen Kirche in der Vergangenheit und ihre heutige politisch-gesellschaftliche Einstellung gegenüber der Vergangenheit im Mittelpunkt des Interesses stehen und ohne Zweifel Adressat heftiger publizistischer Angriffe werden.

Deshalb ist der Gesellschaft Katholischer Publizisten (GkP) zu danken, daß sie mit ihrem diesjährigen Kolloquium vielen katholischen Journalisten die Möglichkeit gab, sich schon zu diesem frühen Zeitpunkt mit der Thematik auseinanderzusetzen und sich über die zu erwartenden Kontroversen zu informieren.

Schon jetzt laufen ähnlich wie in vielen Ländern Lateinamerikas auch in der alten Kolonialmacht Spanien die u. a. von der UNESCO mitfinanzierten Vorbereitungen für eine pompöse 500-Jahr-Feier auf Hochtouren. So gab z. B. die eigens dafür gegründete staatliche Gesellschaft 'Quinto Centenario' für 10 Mio. DM die angeblich originalgetreue Konstruktion von drei Holzschiffen in Auftrag, um so an die Segelschiff-Flotte Christobal Colóns zu erinnern und sie 500 Jahre nach der 'Entdeckung' der 'Neuen Welt' erneut auf große Fahrt nach Lateinamerika zu schicken – freilich weiß bis heute niemand so genau, wie die drei Karavellen der Columbus-Flotte eigentlich ausgesehen haben.

Auch waren lange vor Columbus bereits die Wikinger über Island und Grönland wahrscheinlich bis nach Mexiko vorgedrungen; von den asiatischen Völkern, die schon Jahrtausende früher über die heutige Bering-Straße und die Südsee-Inseln den Doppelkontinent erreichten, einmal ganz abgesehen, so daß sich die Frage aufdrängt, was da eigentlich zu feiern sei.

Ist es womöglich die Freude darüber, daß Europa ohne den Reichtum der 'Neuen Welt' nicht das geworden wäre, was es heute ist, wie es der frühere spanische Außenminister Fernando Moran ausdrückt? Oder besteht – kirchlicherseits – etwa Grund zum Feiern darüber, daß Lateinamerika nach einer 500jährigen Evangelisierungsgeschichte heute zum 'katholischsten Kontinent der Welt' geworden ist, wie manche Kirchenvertreter nahelegen?

Keinerlei Grund zu fröhlichen Festivitäten sehen viele Gruppen, Organisationen und Institutionen, die auf die 500jährige Unterdrückungs- und Leidensgeschichte hinweisen, die mit der Eroberung durch die Spanier über die Völker ihres Kontinents hereingebrochen ist – und bis heute andauert. Noch immer werden in Lateinamerika Indios gejagt, vertrieben, getötet, weil sie den Spekulations- und Geschäftsinteressen von Holzhändlern, Viehzüchtern, Goldsuchern, staatlichen 'Entwicklungs'-Gesellschaften o. ä. im Wege stehen. Heute leben die Nachkommen der Ureinwohner Lateinamerikas in ihrer übergroßen Mehrheit in Elend, Not und Hunger – zusammengepfercht in unwürdigen Slum-Städten an den Rändern der Metropolen und werden ihrer indigenen kulturellen Identität durch vielfältige Prozesse einer 'Zwangsintegration' systematisch beraubt. Nicht umsonst ist „Indio“ eines der gemeinsten Schimpfworte geworden, das sich die (allemaal von Indios abstammenden) Kinder von La Paz und Lima zuwerfen.

Viele Wissenschaftler, Kirchenvertreter und Ureinwohner Lateinamerikas sehen deshalb eher Grund zum Trauern und empfinden das 'Quinto Centenario' als Anlaß, sich über die eigene Unrechtsgeschichte gegenüber 'anderen' Menschen, Völkern und Kulturen klar zu werden und nach neuen Formen eines gerechten und auf gegenseitiger Achtung ruhenden Umgangs mit den autochthonen Kulturen Lateinamerikas zu suchen – wenn es solche indianischen Identitäten heute überhaupt noch gibt. Vielleicht kommen alle Ansätze zu einem poli-

tisch-wirtschaftlichen und vor allem auch kulturellen Perspektivenwechsel schon zu spät; vielleicht findet die 500jährige 'Zivilisationsentwicklung', die in der 'Neuen Welt' ganze Völkerstämme ausgerottet hat, heute ihr unwiderrufliches Ende; vielleicht sind die Indios heute schon so unwiederbringlich in die westlich-europäische Kultur- und Konsumwelt, in ihre Sprache, ihre Denk- und Verhaltensmuster 'integriert', daß jeder Versuch, vergangenes Unrecht wieder gutmachen zu wollen, hoffnungslos obsolet erscheint.

Freudenfest oder Bußfeier? Stolztes Selbstbewußtsein oder zerknirschter Geist? Das 'Quinto Centenario' wird die weltpolitischen und vor allem auch weltkirchlichen Diskussionen der nächsten Jahre wesentlich mitbestimmen – und die katholische Kirche ist aufgerufen, in diesem Streit, in dem es nicht zuletzt um ihre eigene Schuldgeschichte geht, deutlich Stellung zu beziehen.

Der Gesellschaft Katholischer Publizisten (GkP) gebührt Anerkennung und Respekt, weil sie sich schon jetzt diesem brisanten Thema stellt, auch wenn es in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit (noch) keine dominierende Rolle spielt.

Auf ihrem Kolloquium vom 09. und 10. Oktober 1990 im Kardinal-Schulte-Haus in Bensberg beschäftigten sich über 30 katholische Publizisten durchwegs kontrovers und engagiert mit der Thematik „500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas“ (die im August 1991 durch eine GkP-Reise nach Bolivien, in der verschiedene Kontakte mit kirchlichen und politischen Organisationen auf dem Programm stehen, noch intensiviert werden soll), so daß zu hoffen ist, daß diesem Problemfeld in den nächsten Jahren ein breiter Stellenwert in der katholischen Publizistik eingeräumt werden wird.

Eröffnet wurde das Kolloquium mit einem Vortrag des Frankfurter Jesuiten und 'Befreiungstheologie'-Kenners Prof. Michael Sievernich, der in gewohnt brillianter Rhetorik ein informatives Referat über „Das Bild Amerikas im 16. Jahrhundert. Theologische Überlegungen zur 500-Jahr-Feier“ vortrug. (Dieser Beitrag wird in der Nr. 1/1991 dieser Zeitschrift erscheinen.) Im Mittelpunkt seines Beitrags standen die Vorstellungen und Bilder von den 'Indios', die die Europäer im 16. Jahrhundert entwickelten und die sich vom guten, anmutigen Indio über den kannibalisch-grausamen Menschenfresser bis zum Bild des Indios als wehrlosem Opfer spanischer Herrschaft erstreckten.

Sievernichs Referat, das in seinen ausführlichen einleitenden Überlegungen und in seinem zweiten Teil fast identisch mit seinem Beitrag auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Katholischen Missionsrat vom 09.06.1989 war (nachzulesen in der 'Ordenskorrespondenz' 30 (1989) 4, 409-428; jetzt auch in *Adveniat*, Zeugnisse/Berichte/Kommentare 14, Essen o. J.), vermittelte zugleich einen guten Einblick in die Problematik der 500-Jahr-Feier und bemühte sich, Kriterien für eine theologische Bewertung dieses Ereignisses aufzustellen.

Sievernich plädiert dabei zunächst für eine Orientierung an der historischen Wahrheit und will es vermieden wissen, die Erinnerung an die 500jährige Geschichte der Eroberung und Evangelisierung Lateinamerikas nur als reine 'Sieggeschichte' zu lesen und harmonisierend von der 'Begegnung zweier Welten' zu sprechen, wie es etwa der UNESCO-Direktor Frederico Mayor zu tun

pflegt, oder umgekehrt als bloße 'rabenschwarze' Unterdrückungsgeschichte wahrzunehmen, die die Rolle und Bedeutung des in Lateinamerika einbrechenden Evangeliums nicht berücksichtigt.

Insgesamt nennt er fünf Kriterien, an denen sich eine kirchliche Positionsbestimmung zu orientieren hätte: Zusammen mit einem grundlegenden *Perspektivenwechsel*, der die eurozentrische Voreingenommenheit überwindet, die noch die 400-Jahr-Feier 1892 zu einer problemlos-triumphalistischen Jubelfeier der vermeintlichen europäischen Superiorität werden ließ, und statt dessen beginnt, die Geschichte von der Rückseite her, d. h. aus der Perspektive der Opfer zu lesen, tut eine *Neuentdeckung der Andersartigkeit des Anderen* Not, der den Indio, Schwarzen, Mestizen oder Mulatten als eigenständiges und gleichberechtigtes Subjekt ernstzunehmen erlaubt.

Jeder Ethnozentrismus ist deshalb durch die biblische Perspektive eines Universalismus' zu ersetzen, für den es vor Gott „nicht mehr Grieche oder Jude, beschnitten oder unbeschnitten, Fremde, Skythen, Sklaven oder Freie gibt, sondern Christus ist alles in allem“ (Kol 3,11).

Dementsprechend ist die *Eigengestalt der lateinamerikanischen Kultur* mit ihren spezifischen Formen von Frömmigkeit und Kirchlichkeit (Volksreligiosität) wahrzunehmen und ernstzunehmen, um so auf dem Weg einer Inkulturation des Evangeliums in den lateinamerikanischen Kontext Fortschritte zu machen. Gleichzeitig wird man dem lateinamerikanischen Kontinent, der die Zukunft der katholischen Kirche allein schon wegen seines quantitativen Gewichts wesentlich mitbestimmen wird, größere Chancen der *Partizipation* an den weltpolitischen Entscheidungsprozessen einzuräumen haben, was u. a. in einer Stärkung der Lateinamerika-Hilfswerke Adveniat und Misereor und einem möglichen ökonomischen Schuldenerlaß für die Schuldnerländer Lateinamerikas zum Ausdruck kommen könnte. Abschließend nennt Sievernich das Stichwort *Kommunikation*, um die Möglichkeiten zur besseren gegenseitigen Kenntnis, zu Respekt und Begegnung zu umschreiben, die zu wechselseitiger Bereicherung, Assimilation und Befruchtung führen können, und so den Entwicklungsprozeß der Kirche befördern, die sich an der Schwelle zum dritten Jahrtausend auf dem Weg „zu einer kulturell vielfach verwurzelten und in diesem Sinne kulturell-polyzentrischen Weltkirche“ (J. B. Metz) befindet.

Insgesamt bezeichnet Sievernich – unter dem Stichwort der historischen Wahrheit – den 500jährigen Eroberungs- und Evangelisierungsprozeß als eine „gemeinsame Geschichte mit Licht und Schatten“. Zwar betont er nachdrücklich den Schmerz und die Schuld, das Unrecht und die Grausamkeit der Conquista, an der auch die Kirche eine beträchtliche Mitschuld trägt; zugleich verwehrt er sich aber gegen „negative Pauschalurteile“, die diese Conquista als 'Völkermord' bezeichnen (H. M. Enzensberger, C. Meyer-Clason, T. Todorov u. a.). Diese Autoren weisen auf heutige Schätzungen hin, nach denen im 16. Jahrhundert infolge der Eroberung 70 Mio. Menschen zu Tode kamen, was einer Vernichtung der einheimischen Bevölkerung in einer Größenordnung von 90 % entspricht. „Keines der großen Massaker des 20. Jahrhunderts kann mit diesem Blutbad verglichen werden“ (T. Todorov, Die Eroberung Amerikas, Frankfurt 1985, S. 161).

Diese Zahlen werden von Sievernich allerdings nicht genannt. Im Gegenteil, er ist nicht bereit, für das historische Faktum der Massenausrottung von Indios den Begriff des „Völkermords“ gelten zu lassen; statt dessen wirft er H. M. Enzensberger, der diesen Begriff als Herausgeber des „Kurzgefaßten Berichts von der Verwüstung der westindischen Länder“ (mit dem Bartholomé de las Casas 1542 die Aufmerksamkeit des spanischen Königs Karl I. auf die Mißhandlung der Indios in der 'Neuen Welt' lenken wollte) Ende der 60er Jahre, auf dem Höhepunkt der Debatte um den Vietnam-Krieg ins Spiel brachte, billige ideologische Motive vor, da er damit zugleich gegen das amerikanische Vorgehen in Vietnam protestieren wollte. Ähnlich muß sich der bulgarische, in Paris lebende Zeichentheoretiker und von Dekonstruktivismus geprägte Historiker T. Todorov, dessen Buch „Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen“ weltweit für Furore sorgte und einen ökonomisch-machtpolitischen Wahrnehmungsrahmen des Eroberungsprozesses sprengte (weil er das Problem von Kommunikation und Verständigung und deren Mißlingen in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit stellte) ohne nähere Erläuterung 'moralisierende Geschichtsschreibung' vorhalten lassen: harte Behauptungen, für die man eigentlich nähere Begründungen erwartet hätte.

Die publizistische Auseinandersetzung mit der 500jährigen Evangelisierungs- und Eroberungsgeschichte in Lateinamerika wird m. E., zumal wenn sie von kirchlich verpflichteten Europäern geführt wird, peinlich darauf achten müssen, sich unvoreingenommen an den harten Fakten der historischen Wahrheit zu orientieren. Alle Bemühungen, die den Eindruck erwecken könnten, die historische Katastrophe des 16. Jahrhunderts, die auch unter dem Mantel christlicher Religion begangene Massenausrottung verharmlosen oder uminterpretieren zu wollen, sind dabei zu unterlassen. Gerade im Angesicht unserer jüngsten Geschichte, die durch den Holocaust in deutschen KZ's gekennzeichnet ist, muß man sich verschärft fragen, ob im Hinblick auf die kirchliche Evangelisierungsgeschichte in Lateinamerika nicht mitunter altbekannte Abwehrmechanismen am Werk sind, die nach dem Motto „Es wird schon nicht so schlimm gewesen sein!“, „Es gab auch viel Gutes.“ o. ä., die Schuldanteile dieser Geschichte zu verdrängen versuchen.

Dies ist zu berücksichtigen, wenn man wie Sievernich immer wieder auf die „Sternstunden der Evangelisierung“ verweist, d. h. vor allem auf die engagierten kirchlichen Kämpfer für die Indios, die gegen die spanische Gewaltherrschaft und die Ausrottung heftig und energisch protestierten und im Rahmen ihrer Möglichkeiten alles daran setzten, das Los dieser Menschen zu erleichtern (allen voran A. de Montesinos und B. de las Casas, aber auch viele andere). Dennoch ist leider Gottes festzuhalten, daß sich diese Kirchenvertreter in einer hoffnungslosen Minderheitenposition befanden und konkret-historisch wenig auszurichten vermochten.

Sievernich spricht davon, daß mit der Evangelisierung trotz allem auch „der Einbruch des Wunderbaren, der Gnade geschehen sei“, was sich gerade am Kampf eines A. de Montesinos und B. de las Casas ablesen lasse. Allerdings ist hier zu fragen, ob man nach der Lehre des II. Vatikanischen Konzils noch so ungeschützt vom „Einbruch der Gnade“ reden darf, denn dies läßt schnell die

Vorstellung entstehen, daß die indianischen Religionen völlig im Dunkeln tapen und ohne die plötzlich hereinbrechende Gnade des Evangeliums hoffnungslos verloren wären; eine gnadentheologische Position, die mit der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ des II. Vatikanischen Konzils allgemein als überwunden gilt.

Wie dem auch sei: Mir scheint, daß eine theologisch-kirchliche Verhältnisbestimmung zum 'Quinto Centenario' um eine ungeschönte Annahme der schmerzlichen historischen Tatsachen nicht umhinkommt, wenn sie nicht in subtiler Form doch wieder die Augen vor den Opfern dieser Geschichte verschließen will. Daß dies keineswegs zu einer undifferenzierten Verdammung aller europäischen Initiativen oder – noch schlimmer – zu einer romantisch-idealistischen Verzeichnung des 'guten Wilden' führen muß, dürfte deutlich geworden sein.

Im Anschluß an M. Sievernichs Referat stellte der Leiter des Lateinamerika-Referats von Missio in Aachen, der kubanische Philosoph und Sozialwissenschaftler Raul Fornet-Betancourt einige provozierende Thesen auf zum Thema „Einheit in der Pluralität oder Spaltung? Die katholische Kirche in Lateinamerika auf dem Weg zum 3. Jahrtausend“, die nicht nur wegen der apodiktischen Form ihres Vortrags zum Teil auf heftigen Widerspruch aus dem Teilnehmerkreis stießen. Fornet-Betancourt forderte in einer akzentuiert befreiungstheologischen Perspektive eine „radikal neue Praxis der Kirche, die der kulturellen Vielfalt der Völker Lateinamerikas gerecht“ werden müsse und dazu ihr „europäisch fixiertes, einheitliches Evangeliumsmodell“ abzulegen habe, denn schließlich käme keinem Menschen ein absoluter Erkenntnisstandpunkt zu. Für ihn bedeuten die 500jährige Evangelisierungsgeschichte in Lateinamerika „500 Jahre Anti-Evangelisierung“, die durch die „Ausschließung und Verkennung der Präsenz Gottes in den autochtonen Religionen und Kulturen“ gekennzeichnet und dementsprechend häufig durch „agressiv-monokulturelle Abläufe“ geprägt war. Allzu häufig wurde nämlich die Verkündigung der frohen Botschaft als Unglücksbotschaft erfahren; „und dies gehört unausrottbar zur Erinnerung der lateinamerikanischen Völker“.

Angesichts dieses Befundes stellt sich verschärft die Frage, wie dann noch religiöser Dialog und Inkulturation aussehen könnten, die nicht mit subtilen Mitteln danach streben, ein zum abendländischen Kulturgut gehörendes Gottesbild zu anderen Völkern und Kulturen zu transportieren. In der Tat weist Fornet-Betancourt auf heftige, noch ungelöste Probleme gleichermaßen für die Fundamental- wie für die Missionstheologie hin, die noch dadurch vergrößert werden, daß z. B. der brasilianische Indianermissionsrat CIMI vor kurzem zugestanden hat, daß es nach fast 500 Jahren Indianermissionierung nicht gelungen sei, das Evangelium in indigene Kulturen und Identitäten zu beheimaten. Noch immer sind Jesus und der christliche Gott für die Indianer die Götter der Missionare, nicht ihre eigenen.

Nach den einleitenden, theoretisch orientierten Beiträgen folgte ein Referat von Prälat Dieter Spelthahn, dem Geschäftsführer der bischöflichen Aktion Adveniat in Essen, in dem unter dem Titel „Adveniat und die Kirche in Lateinamerika. 30 Jahre Weggemeinschaft“ über die Überlegungen und Planungen zur 500-Jahr-Feier bei Adveniat berichtet wurde.

Auch Spelthahn machte zunächst auf die Leidens- und Unterdrückungsgeschichte der Eroberung aufmerksam, an der auch die Kirche nicht unbeteiligt war, und zitiert die Äußerung eines Indios: „Wir ertragen lieber die Hölle, als im Himmel mit den Christen zusammen zu sein“. Als ersten Schritt forderte er deshalb ein kirchliches Sündenbekenntnis gegenüber den indigenen Bevölkerungsgruppen, fragt aber zugleich, ob es für die Christen nicht doch etwas zu feiern gibt. Immerhin ist schließlich auf diese Weise auch das Evangelium nach Lateinamerika gelangt und hat dabei von Anfang an auch als kritisches Korrektiv gegenüber dem (Herrschafts-)Handeln der Christen fungiert. Die Eigendynamik des Wortes hat dabei oft genug gegen viele seiner führenden Transporteure befreiend und verändernd gewirkt. Vom heftigen Protest gegen die Indianervernichtung im 16. Jahrhundert über die vor allem auch vom niederen Klerus unterstützten Unabhängigkeitsbestrebungen im 19. Jahrhundert bis hin zur heutigen Gewerkschafts- und Basisgruppenbewegung läßt sich dafür eine lange Liste benennen.

Spelthahns Urteil zum 'Quinto Centenario' fällt dementsprechend auch reichlich zwiespältig und unentschieden aus. Zum einen warnt er davor, das Handeln und die Intentionen der Menschen vor 500 Jahren von heute aus beurteilen zu wollen und macht zum anderen darauf aufmerksam, daß man trotz aller kirchlicher Schuldgeschichte auch das Positive sehen und sich davor hüten müsse, zu meinen, damals sei alles schlecht gewesen oder heute sei in der lateinamerikanischen Basiskirche einfach alles gut. Insgesamt empfiehlt er uns Heutigen eine Haltung der Demut. Für Adveniat's Haltung zur 500-Jahr-Feier gibt er dementsprechend auch die Parole aus: Unparteiische Berichterstattung und Zurückhaltung im Urteil.

Man wird gespannt sein dürfen, wie andere kirchliche Institutionen, z. B. die Missionszentrale der Franziskaner oder das Hilfswerk Misereor, über deren Aktivitäten zur '500-Jahr-Feier' man auf diesem Kolloquium leider nichts erfuhr, in den zu erwartenden publizistischen Streit eingreifen werden. Von Misereor ist z. B. bekannt, daß man diese Thematik über die Fastenaktionen 1992 und 1993 in die große kirchliche Öffentlichkeit hineinzutragen versucht, damit die 500-Jahr-Feier zu einem wichtigen Thema im Leben vieler Kirchengemeinden werden kann.

Nach den bereits erwähnten Beiträgen wurde die sehr anregende und informative GkP-Tagung durch ein Referat von P. Othmar Noggler, dem theologischen Direktor von Missio, München, bereichert, der zum Thema „500 Jahre Christentum in der Neuen Welt. Der Traum von einer indianischen Kirche“ sprach und von den vielfältigen Bemühungen vom 16. Jahrhundert bis heute berichtete, den christlichen Glauben in den indianischen Kulturen heimisch zu machen. Ernüchternd fällt allerdings sein Fazit aus, denn bis heute wird noch etwa die Hälfte des lateinamerikanischen Klerus durch europäische „Gastarbeiter“ gebildet, die nolens volens in der Umklammerung der eigenen europäischen Kultur leben und deshalb mit der Hypothek ihrer eigenen Länder belastet sind.

Auch heute gelten die Indios in der Kirche noch als minderwertige Menschen und es kommt durchaus vor, daß man von jungen Indio-Seminaristen

erwartet, daß sie bis zur Priesterweihe ihren indigenen Namen ablegen und einen spanischsprachigen annehmen.

Trotz vielfältiger Bemühungen engagierter und offenerherziger Kirchenmitarbeiter wird die ersehnte „Convivencia“ von europäisch geprägten Christen und Einheimischen, „die dem anderen die Entscheidung überläßt, ob, wann und wie er auf die Botschaft Christi antwortet“ und die eigene Kultur und Lebensform nicht für die überlegene hält, in der Praxis nur selten verwirklicht. Dennoch ist nach Noggler der Weg zu einer indianischen Kirche nicht völlig verbaut. Wenn es stärker als bisher gelingt, indianische Werte (z. B. ihre Land- und Ernte-Auffassungen), ihre Riten und Zeremonien, ihre Bildungs- und Erziehungsformen genauer zu erfassen und z. B. für die kirchliche Liturgie, aber auch für die Ausbildung des kirchlichen Nachwuchses fruchtbar zu machen, könnte der Traum einer indianischen Kirche im nächsten Jahrtausend Wirklichkeit werden.

Abgeschlossen wurde die diesjährige GkP-Tagung durch einen interessanten, sehr persönlich gehaltenen Beitrag der französischen Spiritanerschwester Sr. Paulette Deschamps, die aus ihrer 13jährigen Erfahrung mit den Problemen, insbesondere mit den schwarzafrikanischen synkretistischen Religionsformen auf der Insel Haiti anschaulich zu erzählen wußte.

Im 1492 eroberten ehemaligen Hispaniola lebt heute kein einziger Indio mehr, die heutige Bevölkerung setzt sich aus den Nachkommen importierter Negerklaven zusammen und lebt wirtschaftlich und sozial in katastrophalen Verhältnissen. Arbeitslosigkeit, Analphabetismus, Krankheit, Hunger und Tod gehören zum Alltagsbild in den großen haitianischen Städten – und in den meisten anderen Regionen des Subkontinents sieht es ähnlich aus.

Insgesamt gebührt der Gesellschaft Katholischer Publizisten ein herzliches Dankeschön für die Thematik und den Zeitpunkt dieses Kolloquiums. Man wird gespannt sein dürfen, welchen Stellenwert das 'Quinto Centenario' in den nächsten Jahren in der katholischen Publizistik einnehmen wird – und welche politisch-theologischen Optionen dabei zum Vorschein kommen.

Hermann-Josef Große-Kracht, Kassel

Dreiländertreffen der katholischen Publizisten der Bundesrepublik Deutschland, der Schweiz und Österreichs sowie deutschsprachiger Kollegen aus anderen Ländern Europas, Bildungshaus Puchberg, Wels, Samstag, 22. 9. 1990

Bischof Dr. Reinhold Stecher, Innsbruck

Ringen um Sprache

Der Titel, der mir vorgegeben wurde, gefällt mir. Er drückt das aus, was Sie und mich so oft bewegt, und er erwartet keine fertigen Lösungen.

Auch ich sehe mich ständig mit diesem Ringen konfrontiert (und so darf ich mich doch als heimlicher Kollege fühlen): Tag für Tag, von Anlaß zu Anlaß, von Brief zu Predigt, von Artikel zu Statement, von Grußwort zu Diskussion, von Hirtenbrief zu Buchbeitrag, vom Gespräch mit Laientheologen zur Begegnung mit Volksschulkindern, vom Suchen nach Formulierungen für Universitätsprofessoren zur Firmansprache für Schwerstbehinderte. Es ist tatsächlich ein mühsames Ringen, das mich oft müde und unbefriedigt zurückläßt, und das unendlich zeitraubend und facettenreich ist. Es ist ein Ringen, das bis in diese Stunde und in diese Worte hineinreicht. Und Sie erleben es als katholische Journalisten besonders intensiv. Sie werken und wirken ja an einer Nahtstelle von Kirche und Gesellschaft, von säkularisierter Welt und tiefem religiös-weltanschaulichen Anliegen, jener Nahtstelle, wohin Sie Gott in dieser wahrlich nicht problemlosen Epoche gestellt hat. Und wenn Sie auch – was mir besonders schwierig vorkommt – so oft unter Zeitdruck stehen und rasch formulieren müssen, so spüren Sie doch sicher, daß Sie diesen Umgang mit der Sprache nicht so lässig gekonnt betreiben können, wie dies in den seichteren Gewässern journalistischer Tätigkeit oft geschieht.

Es ist wirklich ein Ringen, dieses Suchen nach Sprache, die den Menschen erreichen soll. Und wir fühlen alle, daß man nicht immer so weiterreden kann wie einst. Wenn man dies unbekümmert tut, wird man bald ins Leere sprechen. Es ist einfach so, daß sich die Konditionen der Kirche in der Welt, des Christen in der Welt und des Menschen im allgemeinen geändert haben. Und so haben sich auch die Bedingungen für die Kommunikation geändert.

Auch für die Sprache gilt das Wort: „Der Ton macht die Musik“. Ich meine hier die Untertöne der Sprache, die mitschwingenden Untertöne, die mit den Grundeinstellungen und Gemüthsheiten des Sprechenden zusammenhängen, mit seiner Empathiefähigkeit, seinem Einfühlungsvermögen, das aller Kommunikation vorausgehen muß, allen Fragen des Stils, der Wortwahl und der Diktion. Für diesen Ton, der die Musik macht, scheint mir entscheidend zu sein, wie der Sprechende die Lage der Kirche in der säkularisierten Welt sieht, welchem Kirchenbild man sich verbunden fühlt. Und darum möchte ich zunächst – zugegebenermaßen mit einer gewissen Überzeichnung – auf Kirchenbilder hinweisen, die die Sprache sehr nachhaltig prägen können.

Da ist zunächst die Festungskirche, d. h. die Kirche, die sich in einer säkularisierten Welt fundamental bedroht weiß und darum die Bastionen auszubessern versucht. Ich meine die

Bastionen und Kasematten der bergenden Autorität und der Disziplin und die Wachtürme der Orthodoxie. Das ist durchaus verständlich und da und dort auch nötig. Aber man muß aufpassen, daß man sich nicht so verhält wie weiland König Achaz, der bei der Wasserleitung des oberen Teiches in Jerusalem die Befestigungsanlagen besichtigte, weil die feindlichen Könige heranzogen. Isaias hat ihm dort an der Walkerfeldgasse eine Verheißung gebracht, aber angesichts der strategischen Bedrohung Jerusalems hat der König auf den milden Ton dieser hoffnungsvollen Botschaft gar nicht hingehört. ...

Die Sprache der Festungskirche hat immer den dumpfen Unterton der Angst. Es schwingt in ihr ein überdimensionierter „Böse-Welt-Komplex“, und sie teilt das tiefe Bedürfnis aller Bunkerbauer, überall Betonverstärkungen anzubringen. Die Sprache ist notwendigerweise stark traditions- und autoritätsakzentuiert, vermeidet jede ungewohnte Formulierung, und um die Rechtgläubigkeit abzusichern, schwelgt sie in Zitationen – eine Aussageform, die bei aller objektiven Richtigkeit eine tödliche Langeweile und Atmosphäre der Unpersönlichkeit verbreitet. Es ist eine Sprache, in der das „Es“ dominiert. Sie neigt zu Paragraphierung und Definierung des Glaubens, und die sprachliche Bewegungsmöglichkeit wird eng wie die Minenfeldgassen, die keine Ausritte dulden.

Natürlich ist die Definition des Glaubens manchmal als Notbremse unumgänglich. Aber die Sprache der Festungskirche wird steril, zur reinen Insidersprache, die nur für die dünner werdende Besatzung gedacht ist, die in den festen Gewölben der unbestrittenen Autorität liegt. Es ist keine Spra-

che, die Tore aufmacht. Für den Außenstehenden, ja sogar für den Überläufer erhält sie den Charakter des rostigen Stacheldrahtverhaus, der die Lust zum weiteren Vordringen verleidet.

Und dann gibt es da und dort das Modell der Anbiederungskirche. Aus diesem Glacis der Festung baut man Boulevards und breite Straßen, aus denen jeder Stein des Anstoßes sorgfältig entfernt wird. Alle Mauern werden geschliffen. Man setzt auf grenzenlose „Offenheit“. Man möchte eine Kirche des mühelosen Zutritts, der uneingeschränkten Akzeptanz, weitgehender Unverbindlichkeit und moralischer Billigangebote. Der prophetische Aufruf zum Glauben wird zur „Hereinspaziert-Melodie“. In solcher Sprache blitzt das Wort Gottes nie als „Schwert des Geistes“ auf (Eph 6,17), ein Bild, auf das das Neue Testament nie verzichtet. Die Anbiederungskirche setzt auf kostenlosen Seelenservice. In der Waschmaschine ihrer Bußpraxis gibt es nur Weichspüler und Schongänge. Die Einladung zu meditativem Eindringen in das Mysterium Christi formuliert man mit einem saloppen „Mal ganz locker mit Jesus plaudern ...“. Alles im Christentum geht „locker vom Hocker“. Die Anbiederungskirche wird letztlich echolos bleiben. Sie erhebt im Chor der tausend Angebote eine Kastratenstimme.

Es gibt heute auch die militante Kirche. In ihr tritt man der säkularisierten, glaubensentfremdeten Welt im Geist der „Reconquista“, der Wiedereroberung, entgegen. Man macht also den Ausfall aus der Festung, versucht verlorenes Terrain zu besetzen, in die Informations-, Einfluß- oder Entscheidungsstrukturen einzudringen oder solche zu schaffen und die Fahne des Christentums auf den wie-

dereroberten Positionen zu hissen. Wo die militante Kirche sich formiert, setzt sie auf Eliten, ihre Sprache wird ideologisch, unbeirrbar und selbstsicher. Ihr Tenor erinnert an den Kampfruf der Kreuzfahrer: „Gott will es – Dieu le veut!“ Selbstkritische Korrekturen sind ausgeschlossen, und darum nähert man sich trotz allen guten Willens einer gefährlichen Dialogunfähigkeit. Man bleibt in der Phalanx, da darf kein Schild ausfallen. Es besteht dann schon manchmal in beängstigender Weise die Gefahr, daß man, statt Sauerteig zu sein, eher wie Salzsäure wirkt. Militante Gruppen gehen das Risiko ein, nicht mehr die Sprache der Frohbotschaft zu sprechen. Es fallen ihnen Deklarationen, Klarstellungen, Verurteilungen, Forderungen und Positionspapiere in Menge ein, aber niemals ein Sonnengesang. Militante Gruppen, die in viele einflußreiche Posten vordringen, neigen auch dazu, innerkirchliche Spannungen zu vertiefen. Wer aber noch so viele Positionen erobert, hat noch lange nicht die Herzen berührt.

Das ist es, was wir bräuchten: eine Sprache, die die Herzen berührt, nicht aus Erfolgsberechnung, sondern weil dies der redende Gott von Anfang an so wollte. Weder die Festungskirche, noch die Anbiederungskirche, noch die militante Kirche ist in unserer Zeit die Stadt, die auf dem Berge liegt. Dafür müssen die Akzente anders gesetzt sein.

Wer die Konzilstexte von zwei Jahrtausenden durchgeht, sich in die Canones und Sentenzen, die gefeilten Sätze über die „*veritates credendae*“, die zu glaubenden Wahrheiten, vertieft, wird eine nicht zu übersehende sprachliche Zäsur feststellen: das II. Vaticanum. Es hat kein einziges Dogma formuliert, aber die umfassendsten

Aussagen über den Glauben in der Geschichte aller ökumenischen Konzilien gemacht. Und es spricht eine ganz andere Sprache. Seine Sprache ist nicht die der Glaubensparagrafen, der Definitionen und Anathemata, sondern eine erklärende, vertiefende, sorgsam begründende und weit ausholende Sprache, die auch im Detail auf Horizonte bedacht ist und auf das Verstandenwerden von Seiten des Hörers und Lesers. Die Sprache des Konzils ist vornehmlich verdeutlichend und positiv erbauend. Sie hat den Wunsch zu überzeugen, und sie vermeidet das drohend Verurteilende, das bei solchen Gelegenheiten so oft dominant war.

Die Sprache des Konzils ist so wie sein Kirchenbild. Es ist das einer dienenden, solidarischen Gemeinschaft, die, so gut sie es mit ihrer wunderbaren Botschaft und ihren schwachen Kräften kann, in diese Welt ausstrahlen will, im Wort und im Werk. Es muß eine Kirche des Engagements sein, die ihre Stimme erhebt, hinter deren Wort ein reales Tun und Dienen steht, weil der Mensch heute den allzu großen und allzu vielen Worten sowieso nicht traut. Die Grenzen des bloßen Wortes hat ja der Herr selbst angedeutet, indem er gesagt hat: „Wenn ihr nicht meinen Worten glaubt, dann glaubt doch meinen Werken ...“.

Eine Kirche dieser Art wird in ihrer Sprache möglichst frei bleiben von aller hintergründigen Spekulation auf Macht und Imageverbesserung. Es müßte die Sprache der Redlichkeit sein, die auch eingesteht, zugibt und korrigiert, wo es etwas einzugestehen, zuzugeben und zu korrigieren gibt. Damit muß die Sprache der Kirche absolut keine verunsichernde werden, wohl aber eine glaubwürdigere.

Unsere Sprache darf keine berechnende, sondern muß (aber wie schwer ist das!) eine liebende sein.

Verweilen wir ein wenig bei diesem Aspekt. Da unsere Sprache Wort und Antwort zugleich sein muß, also immer auch auf den Anzusprechenden blicken muß, müssen wir uns doch die Situation der Menschen von heute vor Augen stellen. Tagtäglich erleben wir, was Analysen für Europa kürzlich festgestellt haben: Sehr viele Menschen leben inmitten der Sturzfluten und Meinungen der Informationsgesellschaft im geistigen Niemandsland. In einer Untersuchung von Tausenden Jugendlichen hat man festgestellt, daß der größte Prozentsatz weder den Atheisten noch den „Gläubigen“ im üblichen Sinne zuzuzählen ist, sondern den Unschlüssigen, Verunsicherten, Verwirrten, Abwartenden und Agnostikern („was kann man schon wissen?“). Sie bleiben, auch wenn sie getauft wurden und vielleicht auch Religionsunterricht hatten, in einer reservierten Distanz, ohne klare Zugehörigkeit und festes Engagement, aber mit unbestimmten Frustrationen und Sehnsüchten. Sie stehen sozusagen auf den Bahnhöfen der Gesellschaft herum, wie die Gastarbeiter, die sich als Unbehauste gerne dort versammeln und den in die Ferne verlaufenden Geleisen nachträumen. Der Grundton unserer Verkündigung muß sich darum immer wieder auf Menschen einstellen, die zwar Taufzeugnis und Heimatschein in der Dokumentenmappe haben, aber trotzdem auf dem Weg und auf der Suche sind. Eine Kirchensprache, die so tut, als sei sowieso alles klar, und als müsse man die Wahrheit nur möglichst lückenlos und perfekt anbieten, dringt zu diesen Bahnhofshallen genauso wenig vor wie die Sonntagsglocken ins Kommen und

Fahren der Züge. Unsere Sprache muß immer etwas Nachgehendes und Einholendes haben, das Anknüpfen an das vorhandene Stück guten Willens und gegebener Einsicht, das irgendwie ja bei jedem da ist, das geduldige Erklären und Begründen und Wecken des Interesses.

Für solches Sprechen kennt die Schrift ein Modell. Es ist für mich geradezu symbolisch, daß dies die erste Weise verkündender Sprache nach den Ereignissen von Tod und Auferstehung ist. Es ist die Sprache des Auferstandenen, der auf dem Weg nach Emmaus den enttäuschten, resignierenden Aussteigern nachgeht, bei ihrer Frustration und Niedergeschlagenheit beginnt und dann anfängt, zu erklären und nahezubringen, so daß schließlich doch die Herzen berührt werden und die beiden zum Unbekannten das wunderbare Wort sagen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, daß sich heute in vielfacher Weise die Situation derer, die Jerusalem den Rücken kehren, wiederholt, und daß man diese nicht einfach damit zur Umkehr bringt, indem man ihnen einen mehrbändigen Katechismus überreicht, trotzdem der für manches gut sein kann. Er, der Sieger, über Leid, Sünde und Tod, er wäre der einzige gewesen, der mit Recht so etwas wie eine triumphalistische Sprache wählen hätte können, aber er hat sich ihrer nicht bedient. Er hat keine Botschaft hinausgeschmettert, sondern den mühsamen, persönlichen Dialog gewählt. Und wenn uns von diesem Dialog die einzelnen Gedanken im Detail nicht überliefert sind, so wahrscheinlich deshalb, weil diese pastorale Grundhaltung des Erlösers viel wichtiger ist als die Linienführung damaliger Argumentationen.

So muß auch sicher die Sprache der Kirche von heute, unsere Sprache, eine dialogische sein, d. h. sie muß selbst dort, wo man formal allein spricht wie in der Predigt oder in einem Zeitungsartikel, eine ständige Auseinandersetzung mit den Positionen, Gefühlen, Sehnsüchten und Vorbehalten des anderen sein. Das setzt für die Wahl der Worte Kenntnis der Situation und viele menschliche Kontakte voraus. Es gibt bei uns in der Kirche, in den höheren Etagen des Theologischen wie des Hierarchischen, hie und da wirklich die Gefahr einer gewissen Isolation; und dann entsteht ein kühler Sprachwind, der vom Himalaya der Erhabenheit herunterweht und keine Blumen wachküßt.

Die rechte, taugliche Kommunikationssprache wird nicht unbedingt in Gelehrtenstuben oder Kanzleien und Sekretariaten geboren. Dort wird das theologische Mehl gemahlen, dessen Qualität natürlich von größter Bedeutung ist (ich gebrauche das Bild keineswegs abwertend), aber das eben doch eine typische Eigenschaft des Mehls hat: Es staubt. Aus dem Mehl muß das Brot der Sprache gebacken werden. Manchmal hat man den Eindruck, als gäbe es in der Kirche mehr Müller als Bäcker. Dabei könnte die moderne Backkunst in unserem Land mit den vielen Spezialbrotten ein Zeichen dafür sein, wie differenziert Sprache sein muß, wenn sie an den Menschen kommen wil. (Man verzeihe mit mein Verweilen in dieser Bildwelt – aber mein Großvater war Bäcker.)

Zu dieser dialogischen Sprache braucht es viele menschliche Begegnungen, Einblicke in Lebensschicksale, Stehen im Alltag, auch ein Aufsmul-Schauen und Lernenwollen, ein Hineinhorchen in die Strömungen der Zeit, auch ein Ernstnehmen dessen,

was uns seriöse anthropologische und soziologische Analysen sagen.

Und wenn ich beim Bild des Brotes bleiben darf, dann müssen wir auch bedenken, daß die Sprache, um die wir ringen, Würze braucht. Offen gesagt: Bei vielen Texten, die mir Tag für Tag in ganzen Bergen zugesandt werden, habe ich den Eindruck, mit religiösem Zwieback konfrontiert zu werden. Wir können auch den zu dicken Zuckerüberguß des Pathos nicht ausstehen. Wohl aber brauchen wir Herrlichkeit, Mut zu Emotion, und – auch am Ende des wissenschaftlichsten und rationalsten aller Jahrhunderte – Mut zum Bild. Religiöse Sprache ist ohne Bild, ohne einen geheimen Bezug zum Poetischen, nie angekommen. Wenn aus der Sprache der Kirche das Bild verschwindet, dann zeigt sich ein schwerwiegendes Defizit. Dies wäre nämlich ein Zeichen, daß unsere Sprache sich vom tröstenden Geheimnis entfernt, das unsere Zeit so sehr braucht, daß der Hunger nach dem Mystischen ja hie und da sogar groteske Formen annimmt. Bei Diskussionsbeiträgen über soziales oder gesellschaftliches Engagement, über Bischofsernennungen und Strukturfragen, über Tagungsberichte und ähnliches mag man vielleicht ohne Bilder auskommen. Neonlichter kritischen Denkens mögen viel erhellen. Aber die Bilder sind die Intarsien, die die Türen in die Palasträume des Mysteriums schmücken und zum Öffnen einladen. Bilder wecken Echo, und Bilder bleiben. Das gilt auch für den Menschen unserer Tage. Die Sprache der Kirche muß Elemente des Kreativen bewahren. Aber wir leiden alle an einer allgemein verfallenden Sprachkultur.

Es gibt noch eine Nagelprobe dafür, ob eine Sprache Herz hat: die Präsenz des Humors. Auch in der Kir-

che sind Fanatismen und Engführungen, seien sie links oder rechts angesiedelt, humorlos. Es gibt journalistische Produktionen, die von einem gewissen Stil keifender Anklage nicht herunterkommen. Diese oft fromm-eifernden Leute vergessen, wer in der Heiligen Schrift der Ankläger ist, der die Menschen bei Tag und Nacht verklagt.

Darum ginge es also im letzten: Um eine Kommunikation der Liebe. Damit ist – und das möchte ich noch einmal unterstreichen – keineswegs gesagt, daß die Sprache christlicher Verkündigung und Auseinandersetzung nur aus Streicheleinheiten und kühlenden Salben bestehen soll. Hie und da darf und muß es blitzen – das zweischneidige Schwert des Gotteswortes, das kraftvoll und lebendig ist (Hebr 4,12). Aber nur dann, wenn es wirklich um die letzten, tragenden Wahrheiten geht, die Er uns hinterlassen hat. Wenn ich die Lanze auf Windmühlen anlege, werde ich rasch vom edlen Ritter der Wahrheit zum Don Quijote. Darum gehört zur Voraussetzung der rechten Sprache sicher auch ein solides Wissen um das Wesentliche, und das ist eine Forderung an jeden katholischen Journalisten und Verkünder. Ein solides Bildungsstreben gehört zum Geschäft, bis hinein in die theologischen Grundfragen. Denn Schnupperjournalismus, der über alles schreibt, auch und besonders darüber, wovon der keine Ahnung hat, den können wir uns nicht leisten.

Ringens um Sprache: Kaum bei einem Thema, das mir je angeboten wurde, hatte ich so sehr das Gefühl, wirklich mitten im Prozeß neu herausgefordert zu werden und ihm doch nie ganz zu entsprechen, immer wieder zu zielen und doch das Schwarze

nicht ganz zu treffen. Und Ihnen wird es unzählige Male ähnlich ergehen, ja vieles fühlen Sie wahrscheinlich noch verschärft. Und ich gestehe gerne ein, daß der katholische Journalist im Auffinden der Sprache für heute oft Pionierarbeit leisten muß, die dann auch dem sakralen Raum zugute kommt. Ich habe viele Artikel von hier Anwesenden mit großem Nutzen gelesen. Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen.

Während wir hier ringen und suchen und auf das Echo warten, weil diese Welt so schwierig und so schwerhörig geworden ist, und weil wir unsere Stimme ja im betäubenden, lärmgefüllten Großmarkt der Information erheben müssen: In dieser für unser Schreiben und Sprechen so schwierigen Situation liegen sicher auch große Chancen. Die alten Römer haben gesagt, daß der Vogel der Minerva, die Eule der Weisheit, ihren Flug immer in der Dämmerung beginne, also in der Stunde des Eindunkelns und der heraufkommenden Bedrängnis. Wir erleben heute unsere Bedrängnisse und Dunkelheiten. Aber wir vertrauen nicht so sehr auf die Eule der Minerva, sondern auf den Flügelschlag der Taube, von der es heißt:

„Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Er, der das All erfüllt, kennt jede Sprache.“ – Auch die Ihre!

Kirche braucht Öffentlichkeit

25 Jahre nach dem Konzilsende scheint die Verschlossenheit wieder zuzunehmen

Weihbischof em. Walther Kampe, Limburg

Die Botschaft Jesu unterscheidet sich von den vielen Mysterienreligionen, die zu seiner Zeit das Römische Reich überschwemmen, dadurch daß sie 'von den Dächern', also in aller Öffentlichkeit verkündet und nicht in geheimen Zirkeln verbreitet wurde. Auch im jüdischen Bereich gab es Geheimsekten wie die Qumran-Gemeinde am Toten Meer, die ihre Lehre vor der Öffentlichkeit verbarg. Jesus predigte auf Straßen und Plätzen, auf dem Berg und am See, so daß alle ihn hören und seine Wunder sehen konnten. Gewiß hielt er auch Jüngerbelehrungen im kleinen Kreis, aber diese sollten kein Geheimwissen vermitteln, sondern die Anhänger Jesu dafür ausrüsten, seine Lehre weiter auszubreiten. Erst die junge Kirche führte eine Arkandisziplin ein, d. h. sie verbot ihren Gläubigen, vor den Heiden über ihre kultischen Handlungen zu sprechen, um diese vor den Ungläubigen zu schützen. Das Christentum unterschied sich jedoch von anderen Religionen durch eine geplante Mission, die den Glauben an alle Menschen herantragen sollte. Das erklärt auch den großen Erfolg der christlichen Predigt, die alle Konkurrenz-Religionen im Römerreich siegreich überwand.

Die Kirche hat diesen ihren Öffentlichkeitscharakter in ihrer Geschichte aber nicht immer konsequent durchgehalten. Es ist zu verstehen, daß die Christen sich in Verfolgungszeiten vor ihren Gegnern einigelten,

um sich vor Überwältigung zu schützen. Das gilt besonders von der Zeit nach der Französischen Revolution, die ja eine feindliche Abwendung Europas von den christlichen Grundprinzipien mit sich brachte. Die Kirche verhielt sich mehr und mehr defensiv und erhielt immer mehr Festungscharakter. Auch innerhalb der Kirche schirmte sich das Amt immer mehr von den Laien, denen es nicht mehr recht traute, ab und verbarg innere Diskussionen, um die Gläubigen nicht zu verunsichern. Nur die Ergebnisse von Entscheidungsprozessen wurden mitgeteilt, und dies oft ohne jede Begründung. Eine Atmosphäre der Ängstlichkeit verhinderte eine öffentliche Meinungsbildung in der Kirche, die erst von Papst Pius II. wieder gefördert wurde. Aber erst das II. Vatikanische Konzil durchbrach diese Mauer des Schweigens. Jedoch wirkt die Tendenz zur Geheimhaltung immer noch nach, ja, es scheint, daß sie sich mit zunehmendem Schwächegefühl heute wieder verstärkt.

Es war daher erstaunlich, daß schon vor Beginn des Konzils außer dem Einheits-Sekretariat für die Ökumene auch ein Sekretariat für die sozialen Kommunikationsmittel von Papst Johannes XXIII. eingerichtet wurde. Vor allem der weitsichtige Kardinal Bea hatte erkannt, wie wichtig es war, daß die Konzilsereignisse durch Presse und Rundfunk wahrheitsgemäß der Weltöffentlichkeit vorgestellt wurden. Das entsprach

durchaus der Intention des Konzilspapstes. Er wollte ja eine verschlossene und zugemauerte Kirche wieder zu den Menschen hin öffnen. So kam es zur Einrichtung eines Konzilspresseamtes und im Auftrag der jeweiligen Bischofskonferenzen zur Bildung von Gesprächskreisen und Informationszentren für die verschiedenen Sprachgruppen der beim Konzil anwesenden Journalisten.

Das Sekretariat war auch verantwortlich für die Ausarbeitung eines Entwurfs für ein Konzilsdokument über die Medien. Auch dies war einmalig, denn noch nie in der Geschichte hatte sich ein Konzil mit einem so 'weltlichen' Thema befaßt. Es zeigte sich auch bald für die Konzilsväter die Schwierigkeit, eine ihnen ziemlich fremde Materie sachgerecht zu behandeln. Der ausgearbeitete Text stieß dann auch auf die erhebliche Kritik einiger Bischöfe und vor allem der Journalisten. Trotzdem verabschiedete das Konzil in seiner Sitzung vom 25. November 1963 das Dekret „Inter mirifica“ über die sozialen Kommunikationsmittel, wenn auch mit einem Viertel Gegenstimmen. Selbst zur feierlichen Proklamation des Dekrets durch Papst Paul VI. am 04.12.1963 gab es bei der vorhergehenden Schlußabstimmung noch 164 Nein-Stimmen und 27 Enthaltungen bei 1.960 zustimmenden Voten.

Entscheidend waren aber nicht die Einzelheiten des Textes, sondern schlechthin die Tatsache, daß ein ökumenisches Konzil sich nicht nur kritisch abwehrend, sondern überwiegend positiv zustimmend über die modernen Medien geäußert hatte. Die Konzilsteilnehmer waren sich zwar der vor allem durch Zeitmangel entstandenen Mängel des Dekrets bewußt und hatten daher in der Schluß-

abstimmung Nr. 23 angeordnet, daß unter Heranziehung von Sachverständigen aus den verschiedenen Nationen ein Pastoral Schreiben durch das 'Päpstliche Sekretariat für Presse und Darstellung' erarbeitet werden solle. Das geschah auch und führte dann zur Herausgabe der vorzüglichen und inhaltsreichen Pastoralinstruktion „Communio et progressio“ (Gemeinschaft und Fortschritt) am 23. Mai 1971, also fast sechs Jahre nach Konzilsschluß.

Wichtiger und folgenreicher noch als die Schrifttexte über die Medien war der praktische Umgang der Bischöfe mit ihnen. War im Anfang das Konzilspresseamt noch ziemlich zugeknöpft und standen alle Konzilspapiere 'sub secreto', d. h. unter Geheimhaltung, so ergab sich im Lauf der vier Konzilsperioden doch ein offener und vertrauensvoller Umgang der Konzilsteilnehmer mit den Publizisten, denen der Zugang zu den Konzilsvorgängen nicht mehr verwehrt wurde. Die Kirche hatte sich zur Welt hin geöffnet und nutzte bewußt alle Möglichkeiten, die die Medien boten, um sich den Menschen verständlich zu machen. Nicht nur die kirchentreuen Katholiken, sondern auch Andersgläubige, ja die ganze Welt sollte wissen, was sich in der Peterskirche zu Rom ereignete, denn für alle war dies bedeutungsvoll und richtete sich auch an alle, die dafür Interesse zeigten. Und das waren sehr viele!

Heute hat sich die Situation leider wieder verändert. Es gibt eine Haltung heftiger Aggressionen vieler Medienarbeiter gegen die Kirche und entsprechend auch wieder neu Verschlossenheit und Mißtrauen mancher Kirchenleute gegenüber den Kommunikationsmitteln. Was Ursache und was Wirkung ist, läßt sich schwer sa-

gen. Die tieferen Gründe liegen wohl in einer allgemeinen Entfremdung zwischen Kirche und Welt. Obwohl Glaube und Kirche in der Welt immer auf Unverständnis stoßen – Jesus selbst ist es nicht anders ergangen – bleibt doch die dauernde Verpflichtung der Kirche, mit allen Mitteln allen Menschen das Evangelium zu verkünden und es verständlich zu machen. Sie kann aber ihren Öffentlichkeitscharakter nur bei Überwindung von Angst und Abwehr geltend machen. Warum sollten wir uns auch vor Winden und Wellen fürchten, wenn der Herr mit uns im Boot ist, auch wenn er oft schlafend scheint?

(KNA/KK – 311/90)